



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brief eines deutschen Dichters, nach dem Bombardement von Dresden,
1760.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

verwirklicht zu sehen. Es ist wahrscheinlich, daß man zögern und zaudern, daß man warten wird, bis die Ereignisse auch diese Möglichkeit überholt haben. Dadurch durften wir uns aber nicht abhalten lassen, diese Vorschläge zu machen, wenn auch halb mit dem Bewußtsein des: „Non spem secuti sumus, sed honorem!“

Bleibt man taub für jeden wohlgemeinten Rath, — nun, so mögen die Geschehe sich erfüllen.

Wiesbaden, im Mai 1866.

Brief eines deutschen Dichters,

nach dem Bombardement von Dresden, 1760.

Wer war Gottlieb Wilhelm Rabener? Selbstverständlich ein Dichter (1714 bis 1771). Was hat er geschrieben? Wie jedermann weiß, Satiren. Wer hat sie gelesen? Wir vermuthen, keine große Zahl der jetzt lebenden Menschen. — Und doch war der gute, geschiedte und aufgeklärte Mann ein Lehrer und Stimmführer seiner Zeit, von kaum geringerem Einfluß als Gellert. Ein Jahr nach seinem Tode erschien die zehnte Auflage seiner „satirischen Schriften“. — Die nächste Folgezeit empfand, wie das immer geschieht, zunächst den Fortschritt, den sie selbst gemacht hatte, und es stand ihr wohl an, mit einigem Stolz auf die ersten Vertreter ihrer Humanität herabzusehen. Wir stehen anders zu diesen Alten, wir würdigen sie unbefangen als Repräsentanten einer vergangenen Bildung, und wir freuen uns, wo wir auf ihren kleinen Flöten zuerst eine leise Melodie hören, welche seitdem voller und wohlklingender durch die deutschen Länder gezogen ist.

Allerdings ist kaum ein größerer Gegensatz denkbar, als zwischen den Satiren Rabeners und den Gedichten seines großen Vorbildes Horaz. Was er Satiren nannte, waren kleine Prosaaufsätze, Briefe, Abhandlungen u. s. w., in denen er Verkehrtheiten seiner Zeit gewissermaßen scherzhaft, in der Regel durch Uebertreibung auffällig machte. Sorgfältig vermied er persönliche Anspielungen, hielt sich genau in bürgerlichem Kreise und hütete sich, vornehme Narrheit auf den Markt zu stellen; zwar gestand er einem Vertrauten, daß die Thorheiten der Großen nicht weniger ausgiebig wären, aber die Sache sei gefährlich; höchstens

wagte er sich einmal an die Rohheit eines adeligen Gutsbesizers und die unwürdige Stellung des Hauslehrers und Pfarrers zu dem gnädigen Herrn. Er war ein artiger Sachse, Steuerrevisor, Secretär und zuletzt Rath im Kurfürstenthum, geschätzter Mitarbeiter an den „Belustigungen des Verstandes und Wizes“ und später an den „Bremer Beiträgen“, seine Laune war wie ein kurzes ironisches Lächeln auf einem sehr gutmüthigen und treuen Männergesicht; seine satirische Malerei war keineswegs fein, es war im Grunde die alte Weise der belehrenden Poesie, wie sie seit dem 15. Jahrhundert in unserer Literatur breiten Raum eingenommen hat, sie führte die Thorheiten der Stände und Berufsklassen in Uebertreibung und Parodie zur Warnung vor, wie die alten Prediger oder Sebastian Brand. Auch das charakterisirende Detail, welches er zu verwenden hat, ist nicht reichlich, und es ist kein großer Kreis von Verbildungen, welche er angreift, viel wortreicher und nicht so reich pointirt, als jetzt etwa die Briefe des Herrn v. Prudelwitz und Karlchen Nießnick. Das Alles ist leicht zu übersehen. Aber das stille Lächeln, womit der sächsische Steuersecretär die Unarten seiner Umgebung und die eigene Todesgefahr durch Kanonenkugeln begutachtete, wurde unmittelbar darauf zu der heiteren Ruhe, womit Goethe alle irdischen Verhältnisse überschaute, und wieder kurz darauf zu der begeisterten Tapferkeit, womit die Freiwilligen des Jahres 1813 den Kanonen der Feinde entgegenstürmten. Auch der wackere Alte ist ein Verkünder der befreienden und erhebenden Bildung, welche den Menschen in schwerer Stunde größer macht, als die drohende Gefahr des Lebens und Sterbens ist.

Keiner der Zeitgenossen hat besser den Werth dieses Charakters gewürdigt, als Goethe. In „Dichtung und Wahrheit“ (Buch 6) stehen folgende schöne Worte: „Rabeners Persönlichkeit wird nicht leicht wieder erscheinen. Als tüchtiger, genauer Geschäftsmann thut er seine Pflicht, und erwirbt sich dadurch die gute Meinung seiner Mitbürger und das Vertrauen seiner Oberen; nebenher überläßt er sich zur Erholung einer heiteren Nichtachtung alles dessen, was ihn zunächst umgiebt. Pedantische Gelehrte, eitle Jünglinge, jede Art von Beschränktheit und Dünkel bescherzt er mehr, als daß er sie bespottete, und selbst sein Spott drückt keine Verachtung aus. Ebenso spaßt er über seinen eignen Zustand, über sein Unglück, sein Leben und seinen Tod.“

Die Art, wie dieser Schriftsteller seine Gegenstände behandelt, hat wenig Aesthetisches. In den äußeren Formen ist er zwar mannigfaltig genug, aber durchaus bedient er sich der directen Ironie zu viel, daß er nämlich das Tadelnswürdige lobt und das Lobenswürdige tadelt, welches rednerische Mittel nur höchst selten angewendet werden sollte: denn auf die Dauer fällt es einsichtigen Menschen verdrießlich, die schwachen macht es irre, und behagt freilich der großen Mittelklasse, welche, ohne besondern Geistesaufwand, sich klüger dünken kann, als andere. Was er aber und wie er es auch vorbringt, zeugt von seiner

Rechtlichkeit, Heiterkeit und Gleichmüthigkeit, wodurch wir uns immer eingenommen fühlen: der unbegrenzte Beifall seiner Zeit war eine Folge solcher sittlichen Vorzüge."

Soweit Goethe. Rabener selbst war im Leben größer und freier, als seine Schriften. In jener schüchternen, weichen, empfindungsbedürftigen Zeit, die so arm an großen Gefühlen war, stand er als ein gesunder, klarer und nüchterner Geist, der mit freundlichem Lächeln und schalkhafter Laune seine Verbeugung machte und dabei ein festes Herz und einen wackern männlichen Sinn bewährte. Das Bändchen seiner Briefe an Freunde, welche er selbst sammelte und die nach seinem Tode von C. F. Weiße herausgegeben wurden, macht uns den Mann sehr werth. Das schönste Stück darin ist der Brief, welchen er 1760 nach der Belagerung Dresdens durch Friedrich den Großen an einen Freund schrieb. Die Noth, welche darin geschildert wird, ist seitdem von andern deutschen Städten in ungleich höherem Grade gefühlt worden, aber die Art, wie Rabener das Unglück ertrug, ist sehr schön und charakteristisch für die Empfindung seiner Zeit; und da wir jetzt, wo die Bürger Sachsens wieder Ursache haben, vor den Gefahren eines Krieges besorgt zu sein, warme Theilnahme für einen Landsmann zur Zeit ihrer Großväter voraussetzen dürfen, so wird dieser Brief hier mitgetheilt:

An Herrn Cabinetsecretär Ferber in Warschau.

Dresden am 12. August 1760.

Bald werden Sie glauben müssen, daß mein gutes freundschaftliches Herz mit verbrannt sey, da ich, seit meinem erlittenen Unglücke, an meinen liebsten Freund nicht geschrieben, und ihm meine Noth nicht geklagt habe. Mitten in meiner größten Beängstigung habe ich tausendmal an Sie gedacht, und da ich endlich erfuhr, daß ich alles verloren hatte, so fiel mir zu meiner größten Beruhigung ein, daß mir doch noch die Freundschaft meines Ferbers übrig sey. Es war ganz natürlich, daß mir dieses einfiel, da ich, Sie wissen es wohl, Sie von ganzem Herzen liebe, und da ich die Nachricht von meinem Verluste eben damals in Gegenwart Ihrer Mademoiselle Schwester erfuhr, die ich unendlich und doppelt hochschätze, weil sie Ihre Schwester und meine Freundin ist. Sie wird Ihnen von H. . . aus von meinem Schicksale etwas gemeldet haben; erlauben Sie mir, daß ich es hier wiederhole.

Unsere Briefe sind so oft vergnügt und scherzhaft gewesen; dieser mag einmal traurig seyn. Nicht allzu traurig, ich gebe Ihnen mein Wort; denn mein Verlust, so weh er mir auch thut, hat mir doch nicht eine Thräne gekostet, und mir keine unruhige Minute gemacht. Mir selbst ist das unbegreiflich. Es war weder Unempfindlichkeit, noch Philosophie; eine Gnade von Gott war es, ich erkenne es dafür, daß ich mit der größten Gelassenheit mein Haus brennen sah, und mit eben der Gelassenheit hernach anhörte, daß alles verloren sey.

Der 19te Julii war dieser schreckliche Tag. Schon am 14ten, da unsre Noth angieng, war mein Haus der Gefahr am meisten ausgesetzt. Früh um 8 Uhr zerschmetterte eine Haubitzgranade das Zimmer meines Bedienten, und zündete. Wir löschten damals noch das Feuer. Ich ließ meine Sachen, so gut es möglich sein wollte, zusammenpacken, und theils in den Keller, theils in ein Gewölbe schaffen, welches wir feste gnug zu seyn glaubten. Weil sich aber die Gefahr vermehrte, und es Kugeln und Carcassen auf die Gegend meiner Wohnung regnete, so flüchtete ich noch selbigen Abend um sieben Uhr nach Neustadt zu Herrn D. . . , meinen Bedienten aber ließ ich, mit seinem guten Willen, zurücke. Neustadt ward vom 15ten an auch beschossen, und zwei Zwölfpfünder fuhren durch unser Haus, aber wir waren doch mit dem Feuer einwerfen daselbst verschont.

So gefährlich und ängstlich dieser unser Aufenthalt war, so viel komische und lächerliche Auftritte kamen doch dabei vor. Die Madame Z . . . mit ihrer Bedienung, und ich, waren die meiste Zeit bei Herrn H . . . in seiner Stube, und da schliefen wir auch. Hinten im Hofe, in zwei gewölbten Stübchen saß die ganze D . . . Familie, und noch vierzig Personen, alt und jung. Die Fensterladen waren mit Miste verschüttet, der obere schöne Saal mit Miste bedeckt, und mit eben so viel Miste der ganze Hof bestreut. Unter diesem Miste lagen alle diese Personen. Einige waren stille und verdrüßlich, einige beteten, und man sah es ihnen am Maule an, wie sie mit ihrem Gott zankten, daß er es doch so weit habe kommen lassen, ungeachtet sie ihm nun seit vier Jahren die Ehre angethan, und fleißig gebetet. In einem andern Winkel saßen einige politische Kannengießer, und machten für Daunen einen Operationsplan, wurden aber sehr uneinig, weil sie sich über den kleinen Nebenumstand nicht vergleichen konnten, ob sie den König von Preußen mit seiner Armee wollten zu Kriegsgefangenen machen, oder nicht lieber alles über die Klinge springen lassen. Ich war für's letztere, aber ich ward überstimmt. Eine Priesterwitwe kriegte mich immer auf die Seite, und zischelte mir ins Ohr: Wir sollten Gott danken! Nur der lieben Religion wegen schösse uns der König von Preußen todt, und unsere Häuser in Grund. „Aber, zum Henker, Madame, was haben meine Perucken mit der Religion zu thun?“ (denn kurz vorhero hatte ich erfahren, daß eine dreißigpfündige Granade meinen ganzen Apparat von Perucken zerschmettert habe.) „Lassen Sie es gut sein,“ antwortete sie mir, „es wird sich schon geben, danken Sie Gott dafür!“ — Die verwünschte fromme Frau hat mich grausam gepeinigt. Ich und ein paar gute Freunde vertrieben uns die Zeit in unserer Stube, und mich deucht, das war noch am solidesten gedacht. Unter dergleichen Abwechselung und Unruhe brachten wir den 19. heran, den schrecklichsten Tag meines Lebens. Schon um drey Uhr Nachmittags stund die Kreuzkirche, das Amthaus und meine Wohnung in voller

Flamme. Ich lief vor in das Gouvernementshaus, (hier war es eben, wo ich die Frau Mama und Ihre Babet antraf), und sah diesem Greuel der Verwüstung zu. Ich blieb einige Zeit dort, und gegen fünf Uhr kam mein ehrlicher Bedienter mit der Nachricht, daß mein Haus niedergebrannt, das Gewölbe von den Bomben eingeschmissen und darinnen alles verbrannt, der ganz unbeschädigte Keller aber von denen zum Löschen commandirten Soldaten rein ausgeplündert sey. Das that weh, mein lieber Ferber, sehr weh; alle mein Hausrath, meine Kleider, Wäsche, Vorräthe, alle meine Bücher und Manuscripte, alle Briefe die ich von Ihnen und andern guten Freunden so sorgfältig gesammelt hatte, alles war verloren; von Sachen die ich wohl auf dreitausend Thaler rechnen kann, habe ich nicht zehn Thaler werth gerettet. Der älteste Zeugrock, den ich anzog, um desto bequemer zu löschen, eine alte abgelebte Perücke, die ich in eben der Absicht aufgesetzt, ein paar alte Hemden, die ich schon für meinen Bedienten bestimmt hatte, und ein Schlafrock: das war meine ganze Garderobe. Die wigigen Manuscripte, welche nach meinem Tode sollten gedruckt werden, sind zum kräftigen Troste der Narren künftiger Zeit, alle, alle mit verbrannt. Nun verlohnt es beynähe die Mühe nicht, daß ich sterbe, weil nach meinem Tode weiter nichts gedruckt werden kann. Dieser Gedanke hatte mich bisher noch beruhigt, wenn ich als Autor an den Tod dachte; aber nun will ich immer leben bleiben und mich in die Welt schicken, so gut ich kann. Meine schönen Bücher dauern mich sehr, aber mannmahl dauern mich meine Hemden noch mehr, und meine Kleider und meine Betten, und — — kurz, Ferber, ich bin so naçtigt wie ein Gratulant! Ein Glück für mich, daß ich noch meine Wechsel und Documente gerettet habe. An baarem Gelde habe ich nicht viel über vierzig Thaler verloren; aber wie viel baares Geld hat denn ein Steuersecretär, der ein Jahr in preussischem Depot und zwei Jahr unter der Vormundschaft der Landesdeputation gestanden? Das schmerzt mich am meisten, was ich durch die Plünderung verloren habe. Einige von unsern Freunden, unsern Hülfsgenossen, unsern Errettern, Leute die sich das größte Gewissen machen würden, am Charfreitage Schweinebraten zu essen, die plündern uns selbst in der größten Beängstigung, und brechen die Keller auf, in welchen man vielleicht vor der Wuth der Feinde noch etwas hätte retten können. Sagen Sie es auf mein Wort in Warschau nach, daß uns die Feinde zwei Drittel verbrannt, und diese Freunde ein Drittel gestohlen haben; aber sagen Sie auch, daß alle ehrliebende von der Garnison, Officiers sowohl als Gemeine, einen Abscheu vor diesen Gewaltthätigkeiten gehabt, und sagen Sie auch zum Ruhme unseres tapfern Commandanten, daß er die strengste Ordre gestellt habe, diesem Unwesen zu steuern: doch hat es nichts geholfen, denn einen Räuber macht kein Galgen ehrlich!

Den Sonntag früh ward in Neustadt angesagt, daß wer sich aus der Grenzboten II. 1866.

Stadt retten wollte, es bald thun möchte. Eine neue Angst! Um acht Uhr früh gieng ich mit meinem Bedienten zum schwarzen Thore hinaus. In dem Ueberzuge von einem Kopflüssen steckte mein ganzer Reichthum. Wir wadeten bei der grausamsten Hitze durch den brennenden Sand bis auf Saarens Weinberg. Das that ich in Gesellschaft der D. . . Familie, welche, wie die Salzburger emigrierte. Es schlug zwölf Uhr, und sie hatten noch keine Anstalt gemacht, etwas zu essen; zu trinken war noch weniger da. Ich versicherte die Gesellschaft, daß mich hungere und dürste, und ich, als ein Abgebrannter, sähe wohl, daß man nichts von der Welt habe, als was man mit dem Maule hinaus bringe: Ich wünschte mir also zu essen und zu trinken, und weil die löbliche Gewohnheit abgekommen wäre, das Volk in der Wüsten mit Manna zu speisen, so wollte ich mich der Gesellschaft empfehlen, und sehn wo ich einen guten Freund fände, der sich nicht bloß auf die göttliche Fürsorge verlasse. Ich gieng und kam nach Pöschwitz zu einem guten Freunde, bei dem ich willkommen und ziemlich gut versorgt war. Hier blieb ich bis Mittwoch früh, da ich ein Pferd bekam und nach H. . . ritt.

Seit dem berühmten Morgen, als der Ritter von der traurigen Gestalt sein Schloß verließ, um die göttliche Dulcinea zu suchen, ist kein so abentheuerlicher Ritt gesehn worden, als der meinige. Stellen Sie sich einen hohen Gaul vor, dessen eigentlicher Beruf seit funfzehn Jahren gewesen war, im Karren zu ziehn; auf diesem Gaul den Steuersecretär Rabener, noch nicht völlig drey Ellen lang und der schweren Zeiten ungeachtet, anderthalbe Elle im Durchschnitt; diesen Secretär in ein paar zerrissenen Schuhen, schwarz seidenen Strümpfen, gestrickten Beinkleidern, einem beschmutzten, alten und lebensfattigen Zeugrocke, einer Haarbeutelperücke, welche seit der Belagerung nicht ausgekämmt, und vielleicht seit der preußischen Invasion nicht gepudert war; hinter ihm ein Kornsaß, in welchen der Rest seines Vermögens geflüchtet war, auf diesem Kornsaße einen buntstreifigten Schlafpelz, welcher, im Fall es regnete, zum Rockelor dienen sollte; zur Rechten ging mein Bedienter, der eine Schachtel mit Brodt und braunschweiger Würst trug, zur Linken der Monarch des Gauls, dem er von Zeit zu Zeit Muth zusprechen, und wenn er stolperte, ihn mitleidig aufrichten mußte. In diesem Aufzug kam ich endlich zum Amtsteuereinnehmer in H. . . , wo ich sehr wohl aufgenommen ward. Mein Quartier bekam ich im Städtchen, wo die Wirthinn eine bejahrte dienstfertige Frau war, voll von dem Ceremonielle, wie es unter Johann George des Vierten Regierung mochte bräuchlich gewesen seyn; der Wirth, ein feiner Mann, mein alter Schulkammerad, und bei ihm ein frisches, rundes Mädchen, welche gute Hoffnung macht, daß sie ihren künftigen Eheherrn wird ohne Hofen herumlaufen lassen. Hier wohnte ich. Die meiste Zeit brachte ich auf dem Schlosse zu, wo ich das Vergnügen hatte, die Frau Assistenzrätthin mit ihrer Familie, und ganz unvermuthet Ihre Made-

moifelle Schwester zu finden. In dieser vortrefflichen Gesellschaft habe ich zehn Tage lang mich so wohl und vergnügt befunden, daß ich zu manchen Zeiten gar vergaß, daß ich abgebrannt war. Der Amtmann und seine Frau sorgten für unsere Bequemlichkeit; beide waren sehr dienstfertig und gastfrei, auch hatte sie Gott mit zeitlichem Vermögen ziemlich und mit Hunden und Katzen reichlich gesegnet.

Am 2. August fuhr ich mit der Frau Schwester zurück und bedauerte, daß mein Exilium nicht länger gewährt hatte. Nun bin ich hier, und wohne bei der D . . ., welche um ihren Geruch der Heiligkeit ferner, wie bisher, zu erhalten, mir das ganze Logis eingeräumt, und sich bis Michaelis nach Borthen begeben hat; alsdann kommt sie zurück; und ich beziehe mein neues Quartier.

Da haben Sie, mein liebster Ferber, eine lange Beschreibung meiner Abenteuer! Das übrige wünsche ich Ihnen mündlich zu erzählen; und wann? Bleiben Sie mein Freund. Ich liebe Sie ewig und küsse Sie in Gedanken. Versichern Sie meine Ergebenheit allen Bekannten, welche sich ihres abgebrannten Freundes nicht schämen. Leben Sie wohl.“

Das Buch der Klagelieder.

Neben den wenigen im Alten Testament zerstreuten Elegien besitzen wir in demselben noch eine besondere kleine Sammlung von solchen, die aber nicht etwa das Leid eines Einzelnen, sondern das herbe Geschick des ganzen jüdischen Volks, den Untergang Jerusalems und des nationalen Daseins beweinen. Eine alte Uebersetzung schreibt diese fünf Lieder dem Propheten Jeremia zu. Die griechische Uebersetzung derselben hat die einleitenden Worte: „Und es begab sich, nach Israels Gefangennahme und Jerusalems Verwüstung, daß Jeremias weinend da saß und folgende Klage über Israel anstimmte und sprach“, welche den Eindruck machen, als seien sie aus dem Hebräischen übersezt und demnach also wahrscheinlich schon in gewissen Handschriften des Urtextes gestanden haben. Demgemäß sind die Lieder in der griechischen Bibel auch direct als Anhang an das Buch Jeremias gefügt und fast in allen christlichen Kirchen gilt ihre Ab-